

### „Lohnabbau“ in Afrika

Von Pierre Maran.

(Berechtigte Uebersetzung von C. P. Hiesgen.)

Von dem Negerdichter Pierre Maran sind im Verlage von Ullstein, Paris, zwei Bücher erschienen, die in Frankreich großes Aufsehen erregten. Der Verfasser wendet sich in seinen Schilderungen rückwärts gegen die Greuel in den französischen Kolonien. Dieser Auszug ist ein Kapitel aus dem Buche „Djouma, der Hund der Wildnis“.

Männer, Frauen und Kinder tragen in Körben auf ihren Köpfen die Ernte des Dorfes zur Station. Die Häuptlinge werden mit ihren Familien aufgerufen und einer nach dem anderen gehen sie an die Waage, um den Kautschuk abzuwiegen.

Der Kommandant händigt jedem ein Stück Papier aus. Im Befehlsston macht er je nach Gewicht seine guten oder schlechten Bemerkungen.

Die Eingeborenen entfernen sich mit dem Papier, darauf das Gewicht des abgelieferten Kautschuks angegeben ist, in die Richtung der Faktorei.

Allmählich vereinsamt der kahle, gelbe Sandplatz vor der Station.

Batouala wird als letzter aufgerufen. Beim Anblick der Anzahl Körbe zeigen der Sergeant Sandoukou und seine Soldaten ein breites Grinsen.

Batouala fragt, was es zu lachen gibt?

Der Kommandant verbietet dem Schwarzen den Mund:

„Ich bin absolut nicht zufrieden mit dir! ... Ganz und gar nicht! — Ist das ein Gewicht? — Soll das der ganze Kautschuk sein, den du ablieferst? — Schämst du dich nicht? — Aber wir wissen ... wir haben Mittelungen, auf dich besonders achtzugeben! — Du bist der widerpenstigste Dickschopf des Bezirks! — Ich dulde keine Widerrede! — Rüge das in deinem Schädel fest! — Für heute will ich zum letzten Male Gnade vor Recht gehen lassen — unter der Bedingung, daß mir in Zukunft das doppelte Gewicht abgeliefert wird!“

„Eh ... Par ... Pardon! — Kommandant ... eh ...“

Stammelt Batouala und mit aufgeregtem Kopf- und Handbewegungen reißt sich der Schwarze zusammen:

„Tawohl, mein Kommandant! Ich habe verstanden! — Ich verspreche, du sollst dich niemals wieder über mich beklagen!“

Die angstvolle Entschuldigun gen belachen die Soldaten, und der Sergeant beeilt sich, die Worte des Kommandanten in handgreiflicheren Dialekt zu übertragen:

„Schweig, du Sohn einer dreckigen Hündin!“

Batouala wendet sich hilflos gegen die Fäuste des Sergeanten an den Offizier und sieht ihn an:

„Eh! ... Par ... Pardon! Kommandant! ...“

„Wirst du dein Maul halten, du schwarzes Vieh! — Was unterstehst du dich, dem Kommandanten ins Wort zu fallen?“

fährt Sandoukou mit geballten Fäusten auf ihn los.

Batouala schweigt. Seine Glieder zittern.

Dann beginnt der Sergeant die Ansprache des Kommandanten zu wiederholen:

„Nach auf, du schwarzes Stilk Scheiße! — Der Kommandant hat gesagt: Du hast bis heute abend abzuliefern: ein halbes Duzend Hühner und ein Ziegenlamm! Es geht dir an die Kehle, wenn du dabei nicht an die Soldaten denkst! — Du weißt also, wenn nicht ... außerdem wirst du mit der Schwester deines Brubers, des Fischers Macoubé, für meine Wirtschaft geben! Sie wird meine Frau, ich brauche sie sofort! — Der Kommandant hat mir gesagt, wenn sie dir gefällt, nimm sie ... und komm her! Komm mit deinen Ohren näher an meinen Mund, damit du mich besser verstehst! ... Hast du das nächstmal nicht das doppelte Gewicht Kautschuk, verflüßern wir erstens deine Frauen und Kinder, zweitens — reißen wir deine ganzen Pflanzungen nieder, drittens — vertilgen wir deine Hühner, die Ziegen und Enten dazu, viertens — brennen wir deine Hütten herunter mit allem, was darin ist, und zuletzt sperren wir dich ein! ... Verstanden? — Das hat der Kapitän dir gesagt! — Verstanden?“

Batouala dreht und windet sich vor Entzückung ...

„Hä! du die Schnauze, du Hundesohn! — Hä! du ...“

brüllte Sandoukou

„Das hat der Kommandant nicht gesagt! Nein! ...“

Der Sergeant springt dem Schwarzen an die Kehle — — —

„Boula! ... Bandi! ... Uli! ...“

Drei Kolonialsoldaten kommen gesprungen.

„Weg mit dem Schwein in den Kästen!“

kommandiert Sandoukou wuschelnd, und er nimmt die Soldaten als Zeugen, indem er dem Kommandanten erklärt:

„Mein Kommandant! — Batouala, dieser Dreckschlingel, kommt immerzu mit demselben Ballast! — Immer, immer, immer!“

Da der Kommandant keine Lust zeigt, darauf etwas zu erwidern, beruft sich der Sergeant nochmals auf seine getreuen Zeugen:

„Kommandant! Er hat dich in seiner Schweinesprache beleidigt! — Schwer, schwer beleidigt! — Er hat seine Freude daran, uns gegenüber den großen Häuptling zu spielen! — Aber wir werden ihm das Maul stopfen! — Dienst ist Dienst ... und weg mit ihm in den Kästen!“

Im Gesicht des Kommandanten wechelt das Blut. Aus dem Gesicht des Sergeanten hat er nur eines verstanden: daß man ihn beleidigt habe.

Seine Backenmuskeln spannen sich und er springt wütend auf den Häuptling los. Der aber steht gleichgültig da wie ein Tier, und begreift nicht, was mit ihm geschieht. — Aufbrüllend schleudert der Kommandant den willenlosen Schwarzen hin und her. Seine Fingernägel kratzen sich in die schwarzen Schultern.

„Sauhund! — Misthund! — Schweinehund! — Ja, ja! — Es stimmt ... sie haben recht, die da sagen, man soll nur mit dem Knüttel mit den Schwarzen sprechen! — Sie haben recht! — Ja, ja ... Was? ... Jeder andere Kommandant hätte dir mit deinem abgelieferten Kautschuk die Rippen eingeschlagen! Ich habe anständig zu dir gesprochen und du wagst mich noch zu verhöhnen und zu beleidigen? — Ich habe bei einer so miserablen Ablieferung schon morgen meine Anführer aus dem Kommandanten in Krebels und in Banjui einjusten! — Und du wagst es noch, mich bei deiner Faulheit zu belachen?“

Die Stimme des Kommandanten überschlägt sich vor Haß und Wut.

„Weißt du nicht, daß wir Kommandanten mit dem Gewicht des abgelieferten Kautschuks im Dienstgrad und in der Entlohnung steigen und fallen? — Das weißt du nicht? — Weißt du überhaupt, wer du bist? — Hier gibt es keinen Häuptling Batouala! — Jeder Schwarze ist der Arbeiter — ist der Sklave des Weißen! — Verstanden? — Der Sklave des Weißen! — Und wenn du hier versuchst, den Tölpeln zu markieren ... hier ist die Peitsche! Dort das Gefängnis!“

Der Kommandant macht den Soldaten eine Bewegung mit dem Daumen:

„Dreizehn Tage Weißblech und 100 Frank Geldstrafe! — Vierzehn Tage Weißblech und 100 Frank Geldstrafe! — Fünfzehn Tage Weißblech und 100 Frank Geldstrafe! — Sind die 100 Frank nicht bezuhten bezahlt, verdoppeln sich die vierzehn Tage! — Verstanden? ... Verdammte Schweiner! — Wer erlöst uns von diesem Angezeiger?“

Djouma, der rothaarige Hund Batoualas, sitzt schwanzwedelnd neben seinem Herrn, bleckt die Zähne und sieht scharf den weißen Mann an, der seine Fäuste in die Erde stampft.

„Wem gehört dieses Vieh von Hund?“

„Ich will diese Flecker nicht vor meinen Augen sehen! Hunde und Neger! ... Ein und derselbe Dreck ... Weg damit! ... Sofort!“

Steinwürfe — Hundegeheul und Getöse ...

Inzwischen kommen die abgefertigten Häuptlinge mit heftigen Gebärden aus der Faktorei.

Die ewige Taschenspielerlei!

Sie zählen den ausbezahlten Betrag für den abgelieferten Kautschuk von einer Hand in die andere und gehen zurück zur Station, für ihre Sippen die Kopfsteuer zu bezahlen ...

Zwei Soldaten führen Batouala ab.

Im weiten Bogen kommt der Hund durch die Umzäunung zu den Weißblechbüten getrocknet und findet seinen schwarzen Herrn. Batouala streifelt das gute Tier.



### Frauen in Not: Kinder in Not

Das durchschnittliche deutsche Theater pflegt eine Einbeziehung des Zuschauerraumes oder gar des Zuschauers in die Bühnenvorgänge meistens nur bei lustigen Unterhaltungsspielen anzuwenden. Zum Zweck der Uebersetzung oder der gesteigerten Heiterkeit. Wir wissen, daß Erwin Piscator an seinen Berliner Bühnen schon verschiedene, mehr oder weniger erfolgreiche Versuche solcher Art auch bei ernsten Stücken gemacht hat. Bei ihm ist die Grundabsicht natürlich eine andere: der politische Regisseur will den Zuschauer aus seiner beträchtlichen Behäbigkeit aufwecken, will ihn aktiv machen oder ihm, zunächst wenigstens einmal, die Illusion verschaffen, aktiv zu sein. Bieleicht, so denkt der politische Mensch als Regisseur, wird der Zuschauer dann wenigstens künftighin in seinem privaten oder öffentlichen Dasein sich auch einmal entschließen können, selber aktiv, nämlich moralisch aktiv zu werden.

Natürlich wirkt dieses Stück des Genossen Crede, das wir ja kennen, und diese Regie der Piscatorbühne auf solche und solche Zuschauer verschieden. Mir wird berichtet von einem eleganten jungen Paar, das sich mit seinem Schwiegerpapa geradezu veruneinigte, weil die jungen Leute gar zu lange auf das unangenehme Stück schimpften, das die Berliner für sich behalten könnten, weil man in Leipzig so etwas nicht brauche, ausgerechnet vor den Wästen. „Hündst du das etwa nicht an?“ Bis Papachen sich die Ohren zuhielt und alleine weiterging. Als unfreiwillige Mitspielerin im Zuschauerraum betätigte sich auch eine Dame, die ihren Parkettstempel im Schlaf hat, als die Mutter Rolke sich stöhnend unter ihrer Hochgeburt krümmte, mit der lauten Erklärung verließ, das wolle sie sich nicht ansehen, sie habe das nicht nötig. Damit hatte sie ja nun wirklich, ohne es zu ahnen, den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn der Unterschied zwischen denen, die es nötig haben, an dem absehbaren Paragrafen 218 zu verrecken, und denen, die sich mit hinterlistigen Mitteln drum herumdrücken können, der ist es ja eben, von dem auf der Bühne und im Zuschauerraum die Rede war.

Wenn wir uns nun von den unfreiwillig Mitwirkenden des Schauspielhauses den freiwilligen zuwenden, so würde über die Aeußerungen der Leipziger akademischen Frackleute ja schon gelftern berichtet. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die dritte Gruppe, nämlich die der Berufsschauspieler, eigentlich am besten war, teils durch ihre sprachtechnische Uebersetzung, teils, weil sie sich kürzer und unterschiedener faßten. Ich fand, daß von den Leipziger Herr Kapitän Druder am besten „spielte“, er war sehr natürlich. Auch Herr Dr. Tolomiz deckte seine Rolle, nur war sein „Text“ ein bißchen zu kompliziert, so daß seine im Kern offenbar positive Formulierung gegen den § 218 nicht so klar wie bei Herrn Druder allen verständlich wurde. Wenn ich aber hier feststelle, daß mein Gesinnungsgegner, Herr Professor Stussch, am schlechtesten abschnitt, so daß ich ein „Neuengagement“ kaum empfehlen könnte, so ist das Gewissen des Theaterkritikers dabei vollkommen rein. Herr Stussch konnte kein Ende finden, er extemporierte gewissermaßen, er arbeitete mit zu billigen Mitteln und bezog sich mit ein paar halben Konzeptionen. Aber ich mache auch ihm dafür gern das Zugeständnis, daß er mehr Publikumbeifall hatte, als es dem in „erster Befehung“ vorgehenden Professor Seltsam, der als hundertprozentiger Reaktor gilt, wohl gelungen wäre. Uebrigens trugen alle drei Darsteller, Rechtsanwaltschaft, Neurosenarzt und Frauenarzt, sehr gute Berufsmasken, die sie — man verzeihe mich recht — natürlich nicht nur für diesen Abend angelegt hatten.

Auch die Mitwirkenden der dritten Gruppe, die wirklichen Schauspielere, wenigstens, soweit sie im erleuchteten Zuschauerraum öfters zu reden hatten, waren schon als private Typen vorzüglich ausgeführt und so wenig wie möglich umgedünnt, so daß man keinem auf zehn Parkettreihen ansehen konnte, ob er zum Bau gehörte.

Von diesen hat man vor allem Rudolf Mäher, den energischen und ganz unselfischen Proletendoktor zu nennen und die prächtige Berliner Schauspielerin der Lily Schönborn als Kneblchen. Sehr stark war die schlichte Startheit der „Frau in Not“, von Ellen Widmann dargestellt. Ferner der menschliche Untersuchungsrichter des Herrn Schred auf der einen Seite und der löselimig-reaktionäre Medizinalrat Werner Repids, sowie der schmerzreaktionäre Referendar des Heinz Greif auf der anderen Seite. Das Bühnenbild Traugott Müllers geht nicht wesentlich über das hinaus, was wir im Leipziger Komödienhaus bei der Uraufführung sahen.

Die Uebersetzung von Piscators Aufführung war gegeben, zum Teil durch die Hauptdarsteller, zum anderen durch die von Regisseur und Autor in gemeinsamer Arbeit hinzugefügten Zwischenstücke und Einschübe. Das Vorspiel im erleuchteten Zuschauerraum wirkt noch schwächer, weil die Bühne nicht attempniert. Nach den akademischen Vorträgen des ersten Zwischenstückes freizerte sich die Wirkung in der Gerichtsszene, die ursprünglich bei Crede am schwächsten war, jetzt durch Piscator am stärksten ist. Mit prachtvollen ironischen Zwischenrufen von der proletarischen Seite aus dem dunklen Hause, schließlich bis zum Auftreten der Witwe Kneblach auf der Bühne gesteigert, die sich mit dem braven Untersuchungsrichter leidlich versteht und den stummen Medizinalrat verappest. Dann folgt eine Abstimmungsvoorbereitung, und diese wird durch den schnarrenden Referendar mit einer Kindertrumpete solange gestört, bis man die Versammlung über die große Pause verläßt. Der tragische Schluß ohne Zwischenrufe schießt wieder mit dem Appell

an die Zuschauer, die so noch einmal mit den Bühnenvorgängen verbunden werden. Verschiedene Schauspieler: „Weg mit dem Gelehr!“ — „Aber nicht nur mit dem Gelehr!“ — „Weg mit den Leibesbaraden!“ — „Weg mit dem Hunger!“ — „Weg mit der Arbeitslosigkeit!“ — „Auf diesem Boden ist der Paragrafen gewachsen.“ Ute: „Schaffen Sie eine gesunde Welt und niemand braucht ihn mehr!“

Vom Inhalt des Stückes war niemand ausführlich die Rede. Lassen wir heute noch einmal seinen Sinn zusammen, dem dieses Theater in seinem menschlich bedeutsamen Sinne zu dienen berufen ist: Der Paragrafen 218 darf nicht nur gemildert, er muß aufgehoben werden. Keine Frau hat die Pflicht, ein Kind auszutragen, das sie nicht will. Vor allem aber hat kein Kind die Pflicht, sich von einer Mutter austragen zu lassen, die es nicht will oder nicht wollen darf. Keine Frau wird die Erlaubnis zur Abtreibung „zu ihrem Vergnügen“ mißbrauchen. Das können nur männliche Aboliten glauben. Freilich müssen die Verhütungsmittel von den Staaten geliefert werden nach Maßgabe der wirtschaftlichen Möglichkeiten. Wenn das deutsche Volk daraufhin auswirbt, dann war es sowieso nicht mehr lebensfähig. Es wird sich jedoch unter solchen Bedingungen ebenso eifrig vermehren, wie es das russische getan hat.

Auf alle Fälle aber: in dieser und in jeder künftigen Welt ist es die größte Biecherei, die ich mir vorstellen vermag, irgendeiner Mutter ein Kind aufzuzwingen, das sie nicht will. Eine kleinere Biecherei gegen die Mutter und eine größere gegen das Kind. Wer je sein Herz an ein Wesen gehängt hat, bei dessen Herstellung er beteiligt war, wer etwa unter den Lefern dieser Zeilen sich schmelzen zu dürfen glaubt, ein leidlich guter Vater oder eine leidlich gute Mutter gewesen zu sein, der möge nie mehr in seinem Leben für seinen Paragrafen eintreten, der hilflose Säuglinge widerwilligen oder auch ihrerseits hilflosen Erzeugern aufbringt. Solange ihr diese hilflosen Säuglinge nicht von Staats wegen aufzieht, und zwar durch solche Funktionäre der Gesellschaft, die kleine Kinder selbstständig gern pflegen und heranbilden, solange sollte die Unterbrechung der Schwangerschaft nicht nur erlaubt, sondern in allzu vielen Fällen leider auch geboten sein.

„Eine Nacht in Kairo.“ Diese dreiaktige Operette ist ein spätes Werk Jean Gilberts, dem einstens (lang, lang ist's her) mit dem Schlager „Puppen, du bist mein Augenstern“ ein Weltruhm wurde. Als Titant taucht dieser Schlager im Orchester und im Dialekt auf, wie Gilbert auch sonst dem Puppenstil seiner Jugend verbunden bleibt. Moderne Klangmischungen in der Orchesterführung ändern daran nichts. Das Geschehen wird von entsprechend angelegenen Personen der eleganten Welt getragen auf Schauspielen, die fürstliche Bankkonten voraussehen. Im Neuen Operettentheater nimmt man sich der Angelegenheit mit mehr Liebe an, als ihrer Bedeutung entspricht. Die flotte Zusammenfassung wird nur vorbereitet durch das Publikum, das jeden Tanz, jedes Liedchen wiederholt haben will. Hans Kollner und Lutz Kollner gelangen einige nette Tanzduette. Der Gast Elze Kochmann wird durch ihre dramatische Stimme in die glückliche Lage versetzt, eine an sich wenig beachtete Rolle in das Opernhaufe hinauszuspielen. Hermann Wolber ist für die diskrete Verwendung seines Operettenalters zu loben.

### Leipziger Filmchau

„Der große Gabbo“

Der ehemalige österreichische Offizier Erich von Stroheim hat in der bisherigen amerikanischen Film-Metropole Hollywood (neuerdings ist es Neuyork) als Regisseur einige Filme schaffen dürfen, die ihn als bedeutenden Künstler erweisen. Diese Filme, von bürgerlicher Weltanschauung aus sehr umfritten, hat man uns in Leipzig wie so manchen anderen Film von Niveau unterzulegen. Dafür zeigt man uns jetzt einen Film, in welchem Stroheim selbst als Hauptperson auftritt, als „Der große Gabbo“, vielleicht ein von genialen Blüten durchdruchtes Selbstporträt. Aber nun sind wir es, die den Stroheimischen Film umstreiten müssen. Nicht Stroheims geniale Schauspielkunst, die mit einer fast mathematisch funktionierenden Geiligkeit den dargestellten Menschen erschafft. Hier ist Befessenheit bis zur Entlohnung des eigenen Ichs. Aber die Art, mit der hohe Kunst in die Nachbarschaft des Alltäglichen getragen wird. Ausgezeichnet die Idee, das Zwiegespräch im Menschen auf den Baudeckel, den Menschen mit zwei Stimmen zu überlagern. Aber die Originalität des Einfalles wird verpufft, wenn sowohl der Baudeckel Gabbo als auch seine Puppe Otto nichts Originelles, sondern nur Mattheiten zu sagen wissen. Und sie geht vollends verloren, wenn die Handlung teilweise durch eine mammutmäßige Reue vollkommen verdrängt wird. Das eigentliche Thema wird zur Einlage. Noch unerschiedlicher ist die Verwendung des Tones, ganz unzulänglich aber die „Uebersetzung“ in das Deutsche. Keinen Augenblick wird man den Gedanken los, daß ein Zergewer normal spricht, nicht aber ein Baudeckel. Mäuler öffnen sich, und es kommt kein Ton von den Lippen, und dann wieder hört man Töne ohne entsprechende Mundbewegungen. Die Musik wird häufig verzerrt. Folgen der Uebersetzung. Die kommt ja zuerst auf die Grammophonplatte und wird von dieser photographiert. Dann erst wird sie mit dem Bildband in Uebersetzung gebracht. Wenn man nicht für jede Sprache eine Originalfassung aufnimmt, werden die Unstimmigkeiten nie zu lösen sein. Eine keineswegs freundliche Aussicht für den Tonfilm, soweit er aus geschäftlichen Gründen international sein will. Aus Ersparnisgründen wurde erst die Musik mechanisiert, nun wird auch noch das gesprochene Wort durch fremde Sprecher ersetzt. Man hört nicht den, der zu sehen ist.

„Der große Gabbo“ wird im „Capitol“ zur Zeit vorgeführt. III.

Ein kümmerlicher Film, der bereitet spricht als das meiste, was heute ohne zureichenden Grund unter der gewinnlichen Kamera der kgl. B. o. t. Allerdings geschaffen von einem großen Künstler, der weiß, daß große Wirkungen nicht wesentlich von technischen Effekten abhängen — von F. W. Murnau. Das alte Lied von der Mutter Erde, ihrer Fruchtbarkeit, und von den Menschen, die ihr den Segen in schwerer Arbeit abringen müssen. Primitive Menschen, für die es noch tragisches Lebensschicksal wird, wenn eine ihrem Kreise Fremde durch die Liebe zum Familiengliede wird. Hier sprechen die Bilder, geben Duft und Farbe, wie die Natur selbst. (Königs-Bavillon.)

Ein guter französischer Film, Valaitana ächt, beschäftigt sich mit dem Leben der russischen Emigranten im Paris der Nachkriegszeit. Marcel Herbiere, der Schöpfer, ist ein Kameramann, der Ideen hat und zu zeichnen versteht. So, daß auch um diese Früsten, die Tagelöhner geworden sind, diese Gräfinnen, die in Tingeltangels auftreten, diese Offiziere, die Kellner oder Gigolos wurden, das soziale Milieu sichtbar wird. Graue Mietstajernen, möblierte Zimmer, ausbeutende Wirtinnen. Um klein wenig wird die soziale Schilderung durch eine gemachte Liebesgeschichte entwertet. Aber vielleicht ist das eine Konzeption Herbiere als der Filmverleiher, die diesen bedeutenden Sittenbildner unverständlicherweise schneiden. (Alberthalle.)

Gelbe Raucherzähne. „Nach langem Suchen endlich das Richtige für meine Zähne. Nach dreimaligem Gebrauch blendend weiße Zähne, trotzdem dieselben durch vieles Rauchen braun und ungesund wurden. Ich werde nichts anderes mehr gebrauchen, als Chlorodont.“ B., Horst Berg. — Chlorodont: Zahnpaste 60 Pf. und 1 Mk., Zahnbürsten, Mundwasser 1 Mk., bei höchster Qualität. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.